

Gdańsk 2020, Nr. 43

<https://doi.org/10.26881/sgg.2020.43.16>

Hans-Werner Eroms

Universität Passau



Mein Lebenslauf: Lern- und Lehrjahre

Der folgende Lebensbericht beschreibt den Weg eines „klassisch“ ausgebildeten Germanisten durch die Institutionen hin zur modernen Linguistik. Seine Erfahrungen spiegeln die Entwicklung der germanistischen und linguistischen Teilfächer der letzten Jahrzehnte und stellen die Bereicherung dar, die Forschung und Lehre trotz aller Unwägbarkeiten und Skurrilitäten erfahren haben.

Schlüsselwörter: Universitätsgeschichte, Autobiographie, Ältere Germanistik, Valenzgrammatik, Universitätsreform, Lebenserfahrungen

My curriculum vitae: years of learning and teaching. – The following life story describes the path of a “classically” trained Germanist through the institutions towards modern linguistics. His experiences reflect the development of the Germanic Philology and linguistic subjects in recent decades and represent the enrichment that research and teaching have witnessed despite all the unpredictability and oddities.

Keywords: University history, Autobiography, German Studies, Valency Grammar, University reform, Life experiences

Geboren bin ich am 23. Juli 1938, ich bin also noch kein Kriegskind von Geburt, doch waren die Kriegs- und Nachkriegsjahre für meine Jugendzeit prägend. Zunächst etwas zu meiner Herkunft. Sie ist halb ostpreußisch, halb niedersächsisch. Die Familie meines Vaters stammt aus Nordostpreußen, genauer: aus Tilsit, der Stadt an der Memel, und ist eine Mischung

aus litauisch-preußischen Anwohnern und Zuwanderern aus dem deutschen Sprachgebiet einschließlich Exulanten aus Oberösterreich. Der erste namentlich erwähnte Vorfahr hieß Kasimir Heronim und lässt die Namensetymologie „Hieronymus“, die dann zu „Eroms“ geführt hat, noch gut erkennen. Er war Memelschiffer. Nach seiner Heirat mit der Litauerin Busze Banate wurde er in Tilsit sesshaft. Soweit zu meinem „Migrationshintergrund“. Die Familie meiner Mutter ist dagegen ganz einheitlich, sie war seit Jahrhunderten in dem kleinen Städtchen Springe bei Hannover ansässig. Dorthin ist meine Mutter mit mir und meiner Schwester in den letzten Kriegsjahren auch wieder gezogen, weil die Bombenangriffe auf Hannover, wo wir damals noch wohnten, sehr zunahmen. Mein Vater, Pathologe an der dortigen Tierärztlichen Hochschule, war eingezogen worden und später noch sehr lange in russischer Kriegsgefangenschaft. In Springe bin ich auch „eingeschult“ worden, und das gleich zweimal: einmal 1944 und dann, nach dem Einmarsch der Amerikaner, noch einmal im Herbst 1945. Die letzten Kriegsjahre habe ich in sehr deutlicher Erinnerung, vor allem, was die Naziherrschaft betrifft. So erinnere ich mich, dass ich einmal meiner Mutter beichtete, unsere Lehrerin auf der Straße nicht mit dem Hitlergruß begrüßt zu haben. Meine Mutter: *Das vergiss man, das ist bald zu Ende*. Das war nicht gerade vorsichtig. Aber meine Mutter hatte für die Naziideologie nichts übrig. Als ich zum zweiten Mal eingeschult wurde, gab es zunächst keine Schulbücher, denn die hatten wir gleich nach Kriegsende auf dem Rathausplatz abgeben müssen, wo sie auf einen großen Haufen geworfen wurden. Aber nun hatten wir kein Lehrmaterial. Doch in der Adventszeit durfte unsere Klasse einen Brief an den Nikolaus schreiben und ihn um Abhilfe bitten. Und siehe da, am Nikolaustag hingen am Fenster unseres Klassenzimmers die entnazifizierten Teile unserer Schulbücher; alle Hitlerjungen- und BDM-Bilder waren entfernt und das Unverfängliche war übrig geblieben.

In der Schule hatte ich nie Probleme, auch trotz meiner mehrmaligen Schulwechsel. Ich war auf vier verschiedenen weiterführenden Schulen, in Springe, Hameln, Stade und Bad Gandersheim. Weil mein Vater für mich an einen naturwissenschaftlichen Beruf gedacht hatte, besuchte ich den mathematisch-naturwissenschaftlichen Zug dieser Schulen, sollte aber auch Latein lernen, und das führte zur Wende in meiner Laufbahn. Zwar hat mich die Mathematik immer fasziniert, aber die Sprachen, Englisch und vor allem Französisch, fand ich doch interessanter. Im Athenäum Stade hätte ich im mathematischen Zweig nur das „Kleine Latinum“ erwerben können, aber als mein Vater als Kreistierarzt nach Bad Gandersheim versetzt wurde, musste ich dort kurz vor dem Abitur in den Lateinzweig umsteigen und innerhalb kürzester Zeit den Stoff für das Große Latinum nachholen. Das gelang mir auch ohne Probleme, fortan hatte alles Sprachliche bei mir Vorrang. An der Uni habe ich später auch noch das Graecum nachgeholt.

Eine Vorentscheidung für meine genauere Studienwahl gab mir dann das Deutschabitur. Wir hatten in der schriftlichen Prüfung drei Themen zur Auswahl. Ich wählte die Aufgabe, Bismarcks Sozialgesetzgebung darzustellen – im Fach Deutsch! – und fing an zu schreiben. Da beugte sich mein Deutschlehrer über mich und sagte, sichtlich enttäuscht: Eroms, nehmen Sie denn nicht das literarische Thema? Sofort fing ich einen neuen Bogen an und schrieb über Goethes *Faust*, wie sich das nach Ansicht meiner Lehrer für mich gehörte.

Aber meine Studienwahl schob ich noch vor mir her und dachte während meiner Zeit bei der Bundeswehr ständig daran, was ich denn nun studieren sollte. Mich hatte man zur Luftwaffe

eingezogen. Nicht dass mir der Wehrdienst besonderen Spaß bereitet hätte, aber das Zusammensein mit jungen Männern aus allen Schichten und vor allem aus allen Gegenden Deutschlands fand ich sehr spannend. Mit einem meiner „Stubenkameraden“, der in Luxemburg aufgewachsen war und die deutsche Standardsprache eher passiv beherrschte, hatte ich eine Abmachung: Ich redigierte ihm die Briefe an seine Freundin, dafür bügelte er mir meine Uniformhosen. Ich entschied mich, die Ausbildung zum Reserveoffizier zu machen, ahnte aber nicht, dass vor der Offiziersausbildung die Tortur des Unteroffizierslehrgang zu absolvieren war. Da hatten sich die „Schleifer“ aus der alten Wehrmacht gehalten, während später die in der „Inneren Führung“ geschulten Offiziere uns als „Staatsbürger in Uniform“ behandelten.

Die Begegnungen mit der sprachlichen Reichhaltigkeit der deutschen Regionen, das Lesen von Literatur, aber auch von Sachbüchern in den unendlich langen Wachen während der Wehrdienstzeit hatten nun meine Studienwahl festgelegt: Es sollte Deutsch „und also Geschichte“, wie Günter Grass in „Örtlich betäubt“ gesagt hat, sein. Und zwar in Marburg. Denn ich hatte vor meinem Abitur mit dem Fahrrad die näheren Universitäten erkundet, welche Stadt mir am meisten zusagen würde. Als ich in Marburg angekommen war, brach ich die weitere Fahrt ab, denn das war klar: Da kam keine andere Stadt mit. Die Fachwerkhäuser, die Elisabethkirche und das Schloss waren die rechte Mischung aus Mittelalter und Romantik. Vom Aufbau des Studiums hatte ich, genauso wie meine Kommilitonen und Kommilitoninnen, nicht die geringste Ahnung; niemand führte einen in die Anfangsgründe der Wissenschaft ein, man musste sich durchwursteln, was mir nur zum Teil gelang. Immerhin bekam ich mit, dass man in der Germanistik zunächst ein Proseminar „Gotisch“ zu absolvieren hatte. Das machte ich bei dem Indogermanisten Weisweiler, und es sagte mir überaus zu. Auch die anderen historischen Sprachstufen, Althochdeutsch bei Peter von Polenz – das war vor seiner Wende zum Strukturalismus –, Mittelhochdeutsch bei Friedhelm Debus und Frühneuhochdeutsch bei Rudolf Freudenberg waren ganz nach meinem Geschmack. Die literaturwissenschaftlichen Grundkurse konnten mich dagegen überhaupt nicht begeistern, es herrschte damals die „werkimmanente“ Interpretationsmethode. Ganz egal, ob es sich um Gedichte, Dramen, Novellen (bei Josef Kunz, der darüber ein Buch geschrieben hatte) oder Romane handelte: Die Stücke wurden aus sich selber heraus analysiert. Im Fach Geschichte lernte ich bei den Koryphäen Taeger und Christ die Anfangsgründe in Alter Geschichte, bei Büttner, Beumann und Wenskus Mittelalterliche Geschichte und bei Kessel und Wagner die Neuere Geschichte. Nach vier Semestern wechselte ich an die Universität München und war dort ebenfalls bei den Berühmtheiten der Fächer in Seminaren: Bei Herman Kunisch ließ sich eine riesige Hörschar von Goethe und Benn begeistern, bei Schnabel und Grundmann durfte ich souverän geführte Geschichtsseminare besuchen und bei Werner Betz, Hans Fromm und Hugo Kuhn konnte ich die Spitzenvertreter der „Alten Abteilung“ erleben. Bei Max Müller, Heideggers Meisterschüler, ließ ich mich im „Philosophikum“ über seinen Lehrer prüfen und bewahre mir bis heute die Faszination der Heideggerschen Durchdringung der Sprache, sein Abklopfen und Aufbrechen des in der Sprache Verborgenen, sein Ent-Bergen eben dieses Verborgenen.

Ich wollte aber nicht in Bayern bleiben, ohne allerdings zu ahnen, dass es mich später auf Dauer dorthin führen würde. Sondern ich ging nun nach Göttingen, denn das Wandern von einer Universität zur anderen, was sich heute im Zeitalter von regulierten Bachelor- und

Masterstudiengängen niemand mehr erlauben kann, war in den frühen sechziger Jahren noch gang und gäbe. Aber eigentlich war das auch damals schon nicht mehr ratsam, denn man musste sich, bei den Massen von Studierenden, gerade in den Fächern Deutsch und Geschichte, immer erst wieder seinen Platz erobern. Und das gelang mir in Göttingen gar nicht. Dennoch kann ich die Vorlesungen und Seminare auch der dortigen Größen des Faches nur bewundern. Ich hörte bei Albrecht Schöne und Walter Killy in der Germanistik, schrieb bei Hans Neumann eifrig über Frühmittelhochdeutsche Literatur mit und war, wie alle seine Hörer und Hörerinnen, von Percy Ernst Schramm begeistert. Nicht nur seine kritische Vorlesung über den Zweiten Weltkrieg, in dem er Kriegstagebuchführer gewesen war, auch seine vierstündige Vorlesung über Europa im Mittelalter waren mitreißend.

Trotzdem ging ich nach Marburg zurück. Dort war inzwischen Werner Schröder als Ordinarius für Ältere Deutsche Sprache und Literatur berufen worden. Bei ihm machte ich die notwendigen Seminare, musste dabei aber, wie alle seine Schüler, die Veranstaltungen des Parallelehrstuhles meiden. Den hatte Ludwig Erich Schmidt inne, der Leiter des Deutschen Sprachatlasses. Natürlich hörte ich doch seine Vorlesungen und fand die Arbeit, die im Sprachatlas betrieben wurde, hochinteressant. Aber die philologische Detailarbeit, die man bei Schröder lernen konnte, fand ich für mich geeigneter.

Nun allerdings zeigte sich, dass sich in der Germanistik Umbrüche vorbereiteten. In der Literaturwissenschaft geriet die werkimmanente Interpretationsmethode ins Wanken. Vor allem aber, und das betraf mich direkt, war die sogenannte „Alte Abteilung“, in der Ältere Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft zusammengefasst waren, nicht mehr zeitgemäß. Bis dahin war Sprachwissenschaft fast ausschließlich Sprachgeschichte. Das Diktum von Hermann Paul, es könne „keine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache geben als die geschichtliche“, wurde von den meisten akademischen Lehrern ernstgenommen. Dabei war doch nun endlich der Strukturalismus in Deutschland angekommen. Aber damit konnte ich bei meinem Doktorvater nicht ankommen. Nach meinem Staatsexamen 1966 begann ich an meiner Dissertation über „vreude bei Hartmann von Aue“ zu arbeiten. Darin wollte ich das Wortfeldmodell von Jost Trier anwenden, mit dem sich die Differenzierung eines Begriffsfeldes erfassen lässt. Nein, das durfte ich nicht, auch die in der patristischen Literatur zugänglichen lateinischen Begriffe für Emotionen durfte ich nur am Rande erwähnen. Ich habe alles dann eher gleichsam hintenrum in die Arbeit eingebracht, bin im Nachhinein aber durchaus mit der gründlichen philologischen Schulung zufrieden. Sie hat mir die Basis gegeben, alle grammatischen, lexikalischen und textbezogenen sprachlichen Aussagen immer auf die eigene Prüfung der Texte zu gründen und mich nicht etwa auf die Nachschlagewerke oder die Verarbeitung in Untersuchungen zu verlassen, die einen Zweit- oder Drittzugriff auf die Urtexte geben. Die Arbeit mit den Originalen ist zwar aufwendiger, aber belastbarer, von den Beglückungen der möglichen Entdeckung neuer Zusammenhänge ganz abgesehen.

Meine Dissertation schrieb ich im „Institut für Ältere Deutsche Philologie“ der Universität Marburg. Das war aber, anders als heute bei Promotionsstudiengängen, sozusagen meine „private Beschäftigung.“ Beahlt wurde ich als „Wissenschaftliche Hilfskraft“ für die Zusammenstellung und Erfassung aller Handschriften des Nibelungenliedes, mein Doktorvater plante eine Ausgabe der Handschriftengruppe *C. Ich habe in Marburg wie ein mittelalterlicher Mönch die Handschrift C mit der Hand abgeschrieben und sämtliche anderen

Handschriften damit verglichen („kollationiert“). Das war's dann aber für vierzig Jahre mit den Nibelungen für mich. Erst nach meiner Pensionierung habe ich mich damit wieder beschäftigt, in Passau, der Nibelungenstadt; und die Ermittlung der Spuren, wie das berühmte Lied hierher gekommen und aufgeschrieben worden ist, beschäftigt mich seit geraumer Zeit ganz intensiv.

1968 nahm ich an einer Handschriftenexkursion des Marburger Instituts teil. Sie führte uns u.a. nach Wien, wo man damals in der Österreichischen Nationalbibliothek die Handschriften noch wirklich in die Hand bekam. Stundenlang durfte ich im *Ambraser Heldenbuch* blättern. Auf der Rückreise kamen wir durch Regensburg. Von der mittelalterlichen Stadt war ich sogleich begeistert. Gerade war dort eine neue Universität gegründet worden. Wenn man da doch arbeiten könnte... Und, unglaublich, etwas später fragte mich Werner Schröder, ob ich Interesse hätte, nach meiner Promotion an eben dieser Universität Wissenschaftlicher Assistent zu werden. Der neu ernannte Professor für Deutsche Sprachwissenschaft, Klaus Matzel, ein Althochdeutsch-Spezialist, suche einen. Genauer: er suchte mehrere Mitarbeiter, und es versteht sich, dass ich sofort zusagte. Die anderen waren Robert Hinderling, Anne Betten, Robert Endres, eine Zeitlang Rudi Keller, später Edeltraud Dobnig-Jülch und Rosemarie Lühr. Für mich war damit der Weg klar: Ade, Mediävistik und auf in die neue und attraktive Sprachwissenschaft.

Matzel war ein eingefleischter Sprachhistoriker, aber an der neuen Entwicklung der Linguistik war er sehr interessiert. In seinen Lehrveranstaltungen über Sprachgeschichte, Wortbildung oder Syntax konnte man sich bestens orientieren, was einen aber natürlich nicht der Mühe entthob, sich die relevanten Veröffentlichungen selber zu besorgen. Denn man musste das erstens in die eigenen Lehrveranstaltungen einbringen, zweitens ein Thema finden, mit dem man sich für die Habilitation beschäftigen konnte. Was die aktuelle sprachwissenschaftliche Literatur betraf, so wäre ich wohl ohne Herbert Ernst Brekle und Peter Staudacher vom Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft nicht durch die Lektüre der Bücher von Chomsky, Lyons und Montague hindurchgekommen, um nur die allerwichtigsten zu nennen. Matzel hielt nicht allzu viel von Chomsky, sondern hielt sich mehr an die europäische Linguistik. So drückte er mir bald das gerade erschienene Valenzwörterbuch von Gerhard Helbig und Wolfgang Schenkel in die Hand. Dieser Grammatikrichtung, die gerade auch für die Sprachdidaktik und den Sprachvergleich so wichtig ist, bin ich treu geblieben, auch wenn ich bald erkannt hatte, dass „Valenz“ immer die Verbindung mit ausgefeilten grammatischen Konzeptionen benötigt. Diese lernte ich näher durch die Teilnahme an dem ersten großen „Nachhilfekurs“ in moderner Linguistik kennen, den das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim 1970 veranstaltete. Die Teilnehmer dort waren später die ersten Professoren und Professorinnen für Linguistik an ihren Universitäten, denn überall wurde nun die Zweiteilung der Germanistik in eine Dreiteilung überführt: Neuere deutsche Literatur, Mittelalterliche Literatur und Sprachwissenschaft. In Bayern ging Regensburg dabei voran, wie überhaupt sich diese Universität als „Reformuniversität“ darstellte. Es gab hier eine Drittelparität von Professoren, Mitarbeitern und Studierenden – bis ein allzu progressiver Rektor gewählt wurde und damit das Projekt für die Bayerische Staatsregierung nicht mehr akzeptabel war.

Die Etablierung der Sprachwissenschaft mit allen ihren Facetten gab mir den Anstoß, zu versuchen, in möglichst viele Bereiche hineinzuschauen und auszuprobieren, wo ich mich für die Habilitation festbeißen könnte. Von den mannigfaltigen Versuchsballons nenne ich hier die Politische Sprache, die Textlinguistik und die Grammatik. Die Sprache

der Politik zu untersuchen fand ich wichtig und schrieb dazu auch einige Aufsätze, von denen einer, „Zur Analyse politischer Sprache“, 1974 erschienen¹, immer noch hin und wieder zitiert wird. Damit im Zusammenhang stand die damals hochaktuelle Betrachtung des unterschiedlichen Sprachgebrauchs in der DDR und der Bundesrepublik. Die vielfach unreflektierte pauschal negative Bewertung der Sprache „im anderen Teil Deutschlands“ störte mich gewaltig; ich versuchte, wie einige andere Linguisten, etwa Horst Schlosser und Manfred Hellmann, eine deskriptive Betrachtung dagegengesetzten.² Ein anderes Feld war die Textlinguistik. Roland Harweg hatte ein Buch geschrieben,³ das zeigte, wie man über eine reine Satzlinguistik hinauskommen konnte. Mit meinen Regensburger Kollegen und Kolleginnen Ortwin Beisbart, Edeltraud Dobnig-Jülch und Gerhard Koß verfasste ich das Buch „Textlinguistik und ihre Didaktik“⁴, das in eine Lücke stieß und sich gut verkaufte. Aber alle diese Unternehmungen fand mein Chef Klaus Matzel doch eher bedenklich, und er riet mir dringend, mich auf etwas Konkreteres, Sichereres zu konzentrieren. Das tat ich dann auch, und zwar wirklich gerne. Man kann sich heute kaum vorstellen, wie unbeackert manche Felder der Linguistik in den siebziger Jahren noch waren. So hatte ich mit den Präpositionen ein Gebiet gefunden, zu dem es kaum neuere Untersuchungen gab. Wohl aber viele ältere, und zwar aus ganz unterschiedlichen Bereichen: aus der Grammatik, aus der Psychologie, aus der Philosophie. Das las ich alles und ging daran, es mit dem Valenzzugriff zu verbinden. Später habe ich gemerkt, dass meine Habilitationsschrift „Valenz, Kasus und Präpositionen“ (Heidelberg 1981) eigentlich nur unter dem Stichwort „Valenz“ aufgesucht wird. Dabei hatte ich viel mehr Energie in die Erhellung des Kasusbegriffes und in die Erkundung des Feldes der Präpositionen gesteckt. Was die „Kasusgrammatik“ betrifft, so war ja auch auf diesem Gebiet gerade etwas scheinbar grundsätzliches Neues erschienen: Die Tiefenkasushypothese, von Charles Fillmore in einem sehr anschaulich geschriebenen Buch entwickelt, war ein höchst attraktives Gebiet. Aber bei meinen Erkundungen in der älteren Kasustheorie konnte ich bald merken, dass vieles auch schon bei den alten Grammatikern gesehen worden war. Vor allem die sogenannten logischen und die lokalistischen Kasustheorien, bei denen freilich die Entwürfe nicht in ein kohärentes grammatisches Schema eingebaut waren, hatten ganz wichtige Einsichten in die nominalen Ordnungskategorien der Kasus formuliert, waren aber, wie so vieles in der Wissenschaftsgeschichte, in Vergessenheit geraten. Bei den Präpositionen war neben der Aufgabe, überhaupt erst einmal zu formulieren, was eine Präposition ist, die Abgrenzung zu den „präpositionswertigen Fügungen“ zu treffen. Hier hätten mir die Einsichten der späteren Konstruktionsgrammatik sicher helfen können, weil damit die Funktionsleistung dieser Wortart über ihre Genese aus anderen konstruktionsgebildeten Gebilden fassbar wird. Von den vielen Arbeiten, die in den letzten vierzig Jahren zu den Präpositionalkonstruktionen erschienen sind, überzeugen mich besonders

¹ In: *Linguistik und Didaktik* 5 (1974), Heft 17, 1–16.

² Z. B.: Die deutsche Sprache hüben und drüben vor und nach der Wiedervereinigung. In: Dieter Emig/Christoph Hüttig/Lutz Raphael (Hg.): *Sprache und Politische Kultur in der Demokratie*. Frankfurt u. a. 1992, 209–224.

³ *Pronomina und Textkonstitution*. München 1968.

⁴ Donauwörth 1976.

solche, die zeigen, dass in den heutigen Präpositionalobjekten, die in den ersten Wellen der generativen und der Valenzgrammatik als bloße formale Schablonen aufgefasst worden waren, doch die alten konkreten Bedeutungen aufgerufen werden können, *sich freuen auf* etwa, worin sich die Zukunftserwartung in der Bewegungspräposition niederschlägt.

1977, mit der Habilitation im Rücken, konnte ich nun an die Bewerbung auf eine Professorenstelle gehen. Ich hätte auch in Regensburg bleiben können; denn mir war sogleich nach der Habilitation eine „Universitätsdozentur“ übertragen worden, die wenig später in eine Professorenstelle umgewandelt worden wäre. Aber ich ergriff doch lieber die Chance auf eine auswärtige Professur, und zwar in Münster. Dort konnte ich eine Menge lernen, zum Beispiel, was den akademischen Unterricht betraf. In einer Mammutuniversität muss man vorsichtig sein, was man in den Lehrveranstaltungen anbietet. Ich begann meine Tätigkeit mit einem Seminar zur Sprache in der DDR, prompt hatte ich einhundertdreißig TeilnehmerInnen. Darauf bot ich im kommenden Semester „Mittelhochdeutsche Konnektoren“ an. Das reduzierte das Interesse erheblich, wenn sich die Studierenden damit auch ein hochinteressantes grammatisches Thema entgehen ließen. In Münster blieb ich aber nicht lange, ich bekam 1980 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft an der neugegründeten Universität Passau. Den nahm ich gerne an, denn dort konnte ich alles nach meinen Vorstellungen organisieren, ich hatte ja keinen Kollegen. Erst etwas später trat mir Ludwig M. Eichinger zur Seite, der aber auch nicht allzu lange blieb, da er nach Kiel berufen wurde. Als ich einige Zeit später einen Ruf an die Universität Regensburg bekam, lehnte ich den ab, nicht zuletzt, um meiner Familie einen erneuten Umzug zu ersparen. Denn das liegt mir doch ziemlich auf der Seele: Ein Wechsel in eine andere Stadt ist für die Familie eine Belastung, so war unser Sohn Jonathan auf drei verschiedenen Grundschulen, was er allerdings ohne Probleme verkraftet hat. Unsere Tochter Jenny musste sich in den bayerischen Lateinunterricht auch erst eingewöhnen. Aber schlimmer war der Weggang, schon aus Hessen, für meine Frau Imme. Denn das bedeutete den Abschied aus dem gymnasialen Schuldienst; ein Wechsel aus einem Bundesland in ein anderes war in den sechziger Jahren praktisch unmöglich. Erst als Imme in Passau an der Universität Deutsch für die ausländischen Studierenden unterrichten konnte, war die Familienbilanz wieder im Gleichgewicht, und das wollten wir nicht mehr aufgeben. Wir hatten in Münster noch einen zweiten Sohn, Matthis, bekommen. Unsere Söhne sind Physiker geworden, unsere Tochter ist Geographin. Inzwischen haben wir vier Enkelkinder, von zwei bis zwölf Jahren.

In Passau hatte ich das Glück, sehr begabte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zu finden, Karin Donhauser, Thomas Fritz, Igor Trost, Günter Koch, Dorothea Kobler-Trill, Horst Simon und einige andere. Sie gaben mir Rückhalt bei der Ausarbeitung meiner grammatischen Konzeption. Dass die Valenzgrammatik dabei besonders wichtig war, versteht sich. Aber sie musste in ein konsistentes Modell eingebaut werden. Und das war für mich konsequenterweise das auf den Ideen von Lucien Tesnière beruhende Abhängigkeitsmodell. Viel Energie musste ich, wie alle, die sich mit Valenz und Abhängigkeit befassen, nur zu gut wissen, in die Definition und Handhabung der „Ergänzungen“ und der „Angaben“ investieren. Aber das ist ja wirklich nicht alles, was von der Grammatik verlangt wird. Neben der stimmigen hierarchischen Gliederung des Satzes muss der Wortstellung, deren fundamentale Bedeutung auch erst in den letzten Jahrzehnten erkannt worden ist, der adäquate Platz zugewiesen werden. Es betrübt

mich ein wenig, dass das entsprechende umfangreiche Kapitel meiner „Syntax der deutschen Sprache“⁵ so wenig rezipiert wird – vielleicht kommt’s ja noch.

Meine Syntax habe ich kurz vor der Jahrtausendwende fertiggestellt. Es war ein ziemlich langer Weg bis dahin, denn neben der zeitraubenden universitären Routinearbeit ein Buch zu schreiben, ist bekanntermaßen nicht ganz einfach. Die Lehre an einer bayerischen Universität erfordert wegen der Abstimmung auf die zentralen Staatsexamina sehr viel Aufwand. Aber auch wenn man hauptamtlich die Forschung betreiben kann, dauert es bisweilen seine Zeit; gut Ding will schließlich Weile haben. Das habe ich in Bezug auf die Grammatik am Institut für Deutsche Sprache sehen können, wo ich mehrere Jahre im Beirat für die IdS-Grammatik gewesen bin. Von den Kollegen und Kolleginnen, die unter der Leitung von Gisela Zifonun die große Grammatik erarbeiteten und deren Kapitel ich kontinuierlich mit ihnen diskutieren konnte, habe ich viel gelernt. Gegen dieses Mammutwerk konnte und wollte ich natürlich nicht konkurrieren. Ich hatte aber auch eine etwas andere Grundidee: Einmal sollten die wichtigsten grammatischen Phänomene dargestellt, zum andern eine einheitliche Theorie zugrunde gelegt werden. Denn obwohl mir die valenzbasierte Grunddarstellung der IdS-Grammatik sehr gut gefällt, ist die eigentliche Syntax darin eine kategorialgrammatische. Sie ist dort eher als interpretative oder Prüfkomponente eingeordnet. Ich gebe aber gern zu, dass mich die Kategoriale Grammatik schon immer beeindruckt hat, und ich habe mich auch später damit noch befasst.⁶ Sie ist, noch stärker als die Generative Grammatik, ein Algorithmus, auf dem man konstruktionell die sprachlichen Strukturen auf eine minimale Anzahl von Grundkategorien zurückführen kann und alle Weiterungen durch rekursive Regelanwendung herstellt; für Kritiker formaler Zugänge vielleicht ein Glasperlenspiel, das aber nicht nur tiefe Einsichten in die Sprache überhaupt eröffnet, sondern auch den Sprachvergleich auf feste Grundlagen stellt. Das Dependenzmodell ist oberflächennah und ermöglicht in Kombination mit einem ausgefeilten Valenzbegriff, der sich nicht nur auf die Verben beschränkt, sondern sich so gut wie auf alle Wörter erstreckt, eine realistische syntaktische Darstellung. Dabei lassen sich die vor allem von der Generativen Grammatik erarbeiteten Einsichten integrieren, etwa, dass der Wortstellung eine virtuelle Grundserialisierung zugrunde liegt, die im konkreten Fall mit Kontextinformationen zu verrechnen ist.

Meine Syntax ist beim Verlag de Gruyter erschienen. Von diesem Verlag werden bekanntlich mehrere große Handbuchreihen herausgegeben, darunter auch das Handbuch „Dependenz und Valenz“, mit den Herausgebern Vilmos Ágel, Ludwig M. Eichinger, Peter Hellwig, Hans Jürgen Heringer, Henning Lobin und mir als so- aber ungenanntem „Hauptherausgeber“. Diese Funktion bedeutete, dass ich vor allem die Koordinationsarbeit zu leisten und den Schriftwechsel mit den etwa einhundert Autoren zu führen hatte. Wer einmal ein solches Werk herausgegeben hat, weiß, wie viel Arbeit das macht.

Um 1990 kam in Passau etwas ganz anderes auf mich zu, überraschend, aber doch nicht unerwartet, in jedem Fall hochwillkommen: Schon in Regensburg hatte ich mit Robert Hinderling Seminare zur bairischen Dialektologie abgehalten. Damit waren wir auf großes Echo gestoßen. Jetzt hatte Robert, zusammen mit Werner König aus Augsburg, die Idee, einen

⁵ Berlin/New York 2000.

⁶ Zuletzt: Die Begründung grammatischer Kategorien. In: Hiroyuki Miyashita / Yasuhiro Fujinawa / Shin Tanaka (Hg.): *Form, Struktur und Bedeutung. Festschrift für Akio Ogawa*. Tübingen 2020.

„Bayerischen Sprachatlas“ zu erstellen. Tatsächlich konnten wir die DFG und das Bayerische Kultusministerium überzeugen, ein solches Riesenprojekt zu finanzieren. In knapp einem Jahrzehnt haben wir auf diese Weise die bayerische Sprachlandschaft aufgezeichnet, für Niederbayern mit Passau sind das allein sechs großformatige Bände.⁷



„Wir“ das sind vor allem unsere kompetenten und hochengagierten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, hier in Passau vor allem Elfriede Holzer und Rosemarie Spannbauer-Pollmann, die die Arbeitsstelle geleitet haben, dazu Alois Dicklberger, Sigrid Graßl und viele andere. Wir (nun aber: wir alle, die Projektleiter, die ArbeitsstellenleiterInnen, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und die dialektologische Fachwelt) haben ungeheuer viel durch diese Arbeit gelernt. Abgesehen von den vielfältigen und reichen Entdeckungen, die man dabei macht, ist es der ganz andere Blick auch auf die Standardsprache, den man dadurch erwirbt: Seit der Zeit ist mir auch „Grammatik“ nicht mehr nur ein hochinteressantes, intellektuell herausforderndes Gebiet, bei dem ein korrektes und adäquates Beschreibungssystem zu erstellen ist, sondern ein „interaktiv“ zu erforschendes Gebilde, mit anderen Worten: Die pragmatische Dimension auch aller strikten grammatischen Konstruktionen ist mir dabei aufgegangen und hat mich dazu gebracht, über „rein grammatische“ Untersuchungen wie Präfix- und Partikelverben,⁸ Konnektoren,⁹ Genus

⁷ Band I: Zusammen mit Rosemarie Spannbauer-Pollmann und Birgit Roeder: *Sprachatlas von Niederbayern*. Heidelberg 2006.

⁸ Z. B.: *Be-Verb und Präpositionalphrase. Ein Beitrag zur Grammatik der deutschen Verbalpräfixe*. Heidelberg 1980. – ‘Ab’ und ‘an’. Partiiell oppositionelle Partikelverben im Deutschen. In: Maurice Kauffer/René Métrich (Hg.): *Verbale Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Wortsemantik, Syntax und Rechtschreibung*. Tübingen 2007, 121–132.

⁹ Z. B.: Funktionskonstanz und Systemstabilisierung bei den begründenden Konjunktionen im Deutschen. In: *Sprachwissenschaft* 5 (1980), 73–115. – Die Konnektoren *aber* und *nur* im Deutschen. In: Werner Roggausch (Hg.): *Germanistentreffen Bundesrepublik Deutschland – Polen 26.9.-30.9.1993*, Bonn 1994, 285–303.

Verbi¹⁰ und Tempus¹¹ auch text- und diskurspragmatische Felder zu beackern. Damit konnte ich teilweise auch an frühere Unternehmungen anknüpfen. In den achtziger Jahren hatte ich ein Buch über die Funktionale Satzperspektive verfasst.¹² Ich bin immer wieder erstaunt, dass auf diesem Gebiet ständig das Rad neu erfunden wird. Unter den Termini „Thema und Rhema“ war die dynamische Satzgliederung in den zwanziger und dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts von Vilém Mathesius und in etwas anderer Benennung eigentlich schon vorher von Hermann Paul entdeckt worden. Mit „topic versus comment“ erfolgte dann später ein Zugriff aus einer anderen grammatischen Richtung. Auch an der Diskussion um die Rechtschreibreform habe ich mich beteiligt,¹³ habe meine kritische Auffassung aber vielleicht doch zu vorsichtig geäußert. Immerhin hat sich meine Prognose bestätigt, dass nach einer Übergangszeit die überschießenden Vorschläge wieder zurückgenommen werden würden. Allerdings hat bis heute die Neuregelung der Getrennschreibungen vor allem bei Partikelverben fatale Auswirkungen auf die Rechtschreibleistungen. In ein gewachsenes sprachliches Gefüge gewaltsam einzugreifen kann zu nichts Gutem führen.

Noch ein weiteres Feld wurde mir zunehmend wichtiger: die Stilistik. Schon in Münster hatte ich ein Schema für die strukturelle Erfassung stilistischer Phänomene entworfen, das ich nun in meinem Buch „Stil und Stilistik“¹⁴ ausarbeitete: die Dreiteilung aller sprachlichen Mittel in stilneutrale, stilwertgebende und stileffekterzielende Mittel. Eine solche Aufgliederung ist nur mit einem Zugriff auf das Vorkommen in realen Textsorten angebracht. Zwar gehört die Stilistik zweifellos zu den „weichen“ Gebieten der Sprachwissenschaft, ist aber auch für die formal vorgehende Linguistik relevant. Ich sehe die formalen Richtungen in der Linguistik überhaupt als den einen Pol unseres Faches an, repräsentiert etwa durch die Kategoriale und die Generative Grammatik, in denen von der Performanz abgesehen wird, und auf der anderen Seite die pragmatischen Richtungen, die den realen Gebrauch der Sprache untersuchen. Pragmatische Zugriffe habe ich in späteren Jahren zu den verschiedensten Phänomenen versucht.¹⁵ Als ein pragmatischer Globalbereich erlaubt die Stilistik interpretatorische und aktiv didaktische Zugänge, nicht zuletzt

¹⁰ Beobachtungen zur textuellen Funktion des Passivs. In: *Kritische Bewahrung. Beiträge zur deutschen Philologie. Festschrift für Werner Schröder zum 60. Geburtstag*, herausgegeben von Ernst-Joachim Schmidt. Berlin 1974, 162–184. – Passiv und Passivfunktionen im Rahmen einer Dependenzgrammatik. In: Centre de Recherche en Linguistique Germanique (Nice) (Hg.): *Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen*, Nizza 1986. Tübingen 1987, 73–95.

¹¹ Z. B. Die doppelten Perfekt- und Plusquamperfektformen im Deutschen. In: *Festschrift für Klaus Matzel zum sechzigsten Geburtstag*. Heidelberg 1984, 343–351.

¹² *Funktionale Satzperspektive*. Tübingen 1986.

¹³ Z. B. Hans-Werner Eroms/Horst Haider Munske (Hg.): *Die Rechtschreibreform. Pro und Kontra*. Berlin 1997.

¹⁴ Eine Einführung. Berlin 2008, 2. Auflage 2014.

¹⁵ Z. B.: Wörter im Brennpunkt. Die Aktionen „Wort des Jahres“ und „Unwort des Jahres“ als Mittel der Fokussierung öffentlicher Diskurse. In: Rüdiger Harnisch (Hg.): *Prozesse sprachlicher Verstärkung. Typen formaler Resegmentierung und semantischer Remotivierung*. Berlin/New York 2010, 245–265. – Zuletzt: Bekräftigungsformeln in Satz und Diskurs. In: Daniel Krause/Ol’ga Wrede (Hg.): *Synergien – 25 Jahre Germanistik und DAAD an der Philosoph Konstantin-Universität Nitra*. Nitra 2018, 37–60. – Syllogismen und Belehrungen in der Sprache der Politik am Beispiel einer Haushaltsdebatte des Deutschen Bundestags. In: Annamária Fábán/Igor Trost (Hg.): *Sprachgebrauch in der Politik. Grammatische, lexikalische, kulturelle und dialektologische Perspektiven*. Berlin/Boston 2018, 167–186.

für die Erschließung literarischer Texte. U. a. habe ich ein einschlägiges Heft der Zeitschrift „Der Deutschunterricht“ mit Beiträgen aus der Sprachwissenschaft herausgegeben.¹⁶ Besonders intensiv habe ich mich in die Analyse des Aufbaus von Texten vertieft und bin dabei einem speziellen Kompositionsprinzip nachgegangen. Ich nenne es das „Fraktalitätsprinzip“. Es beruht auf dem seit der Antike in der Philosophie und der Literatur angewandten Verfahren „das Große im Kleinen und das Kleine im Großen“ aufzufinden. In der Mathematik und den Naturwissenschaften spricht man von Fraktalität, wenn sich vergleichbare Strukturen nur quantitativ unterscheiden, sonst aber gleich sind. Das lässt sich auf die Kompositionstechnik vor allem literarischer Texte nahtlos übertragen. Ich habe das u.a. am Aufbau von Goethes *Wilhelm Meister* und am Gesamtwerk von Walter Kempowski zu zeigen versucht.¹⁷ In beiden Fällen sind kleinere Einheiten als Verknüpfungen größerer Komplexe, umgekehrt diese als Expansionen zugrundeliegender Nuklei erfassbar – ein faszinierendes Feld, das ich noch weiter ausbauen möchte.

Während meiner aktiven Dienstzeit hatte ich viele Funktionen und Begegnungen, die mich sehr bereichert haben. Über meine Tätigkeit im Institut für Deutsche Sprache habe ich schon etwas gesagt. Als Mitglied des Kuratoriums, des Wissenschaftlichen Beirats und des Internationalen Wissenschaftlichen Rates bin ich mit vielen Kollegen und Kolleginnen in Berührung gekommen. Immer war zu spüren, wie sehr Wissenschaft verbindet. Einige Jahre war ich Herausgeber der Zeitschrift „Deutsche Sprache“ und viele Jahre Mitherausgeber der Zeitschrift „Sprachwissenschaft“ und der Buchreihe „Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft“. Mehrere Jahre war ich auch im Beirat des DAAD tätig, zuletzt als sein Vorsitzender. Auch hier waren mir die Begegnungen mit den Germanisten und Germanistinnen so vieler Länder eine große Bereicherung. Am meisten Arbeit hat mir während meiner Dienstzeit die achtjährige Tätigkeit als gewählter Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft gemacht. Aber dadurch habe ich, in Passau ja etwas am Rande des Geschehens angesiedelt, immer die neuesten Trends unseres Faches verfolgen können. Ich war von der Ernsthaftigkeit und dem Ideenreichtum der meisten Anträge sehr beeindruckt. Blickt man auf den Beginn der Modernisierung unseres Faches in den sechziger Jahren zurück, kann man mit Fug und Recht behaupten, dass der Anschluss an die internationale Entwicklung erreicht ist.

Die schönsten und bis heute nachwirkenden Begegnungen hatte ich durch die Stipendiaten des DAAD (aus Polen z.B. Beata Mikołajczyk und Janusz Taborek) und der Alexander von Humboldt Stiftung, die ich in Passau betreuen durfte. Als erster kam Roman Sadziński, der hier seine wegweisende Habilitationsschrift über statische und dynamische Valenz schrieb. Sodann Marc Van de Velde, der Wortstellungsspezialist, dem ich auf diesem Gebiet so viel zu verdanken habe. Irma Hyvärinen hat in Passau den entscheidenden Schritt zur Ausweitung ihrer Forschungsinteressen über die Verbgrammatik hinaus getan. Das gilt auch für Hirofumi Mikame. Seit über fünfundzwanzig Jahren besucht er jedes Jahr mit seiner Familie Passau, wobei wir nicht nur fachlich kommunizieren, sondern auch musikalisch. Er und seine Frau sind meisterhafte Klavierspieler. Für das Musizieren mit Atsuko Mikame übe ich jeweils ein ganzes Jahr im Voraus eine Violinsonate von Mozart oder Beethoven, damit ich ihrem Standard einigermaßen Genüge

¹⁶ Themenheft: *Linguistik in der Analyse literarischer Texte. Der Deutschunterricht* 2/2014.

¹⁷ Fraktale Texte. Selbstähnliche Texte als Bausteine. In: Péter Bassola/Ewa Drewnowska-Vargáné/Tamás Kispál/János Németh/ György Scheibl (Hg.): *Zugänge zum Text*. Frankfurt, 101–126.

tun kann. Die Musik, nicht nur das Geigen- und Gambenspiel, sondern auch das Chorsingen ist im Übrigen meine Haupt-Freizeitbeschäftigung, mittlerweile bin ich im Kammerchor St. Matthäus der Senior. – Hermann Scheuringer und Darina Mladenova bereicherten unsere dialektologischen Projekte ganz entscheidend, und Susumu Kuroda beeindruckte nicht nur mich und Rüdiger Harnisch, meinen Nachfolger auf dem Lehrstuhl, mit seinen profunden Kenntnissen des Althochdeutschen. Die heutige Generation kann sich kaum noch vorstellen, wie geschlossen, ja, wie verschlossen die Germanistik noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts war. Das gehört endgültig der Vergangenheit an, die Offenheit ist ein großes Geschenk; dass ich davon profitieren konnte, dafür bin ich sehr dankbar.

Dazu gehören weiter wissenschaftliche Begegnungen mit Kollegen und Kolleginnen vieler Länder, z. B. in Polen mit Józef Darski und Michail Kotin und die Forschungs- und Lehraufenthalte in Norwegen, Irland, Finnland, Ungarn, der Slowakei, Japan und am Collège de France in Paris. An die Kansai-Universität in Osaka hatte mich Osamu Takeichi eingeladen. Dort war ich beeindruckt von dem Interesse, das die Studenten und Studentinnen am Althochdeutschen hatten. Das Gleiche hatte ich auch schon in Ungarn bemerkt: In Veszprém hatte eine Gruppe von „Fernstudenten“ darauf bestanden, dass ich mit ihnen das *Hildebrandslied* erarbeite, obwohl eigentlich nur der Tatian und Otfrid auf dem Lehrplan standen. Dazu habe ich mich natürlich nur zu gern bereitgefunden. Denn die Sprachgeschichte hat mich in den letzten Jahren wieder stark angezogen. Viel Zeit habe ich in die Neubearbeitung des sprachhistorischen Klassikers „Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage“ von Ingerid Dal gesteckt.¹⁸ Um den kompagnienartigen Charakter des Werkes zu wahren, habe ich die etwa vierhundert Veröffentlichungen zur historischen Syntax, die ich gesichtet habe, meist nur mit der Quintessenz ihres Ertrages aufnehmen können. Die Begeisterung für die historischen Texte ist, nach meiner Beobachtung aus den letzten Jahren, endlich auch wieder in Deutschland zu spüren. – Nach Paris eingeladen hatte mich Jean Marie Zemb. Alle, die das Glück hatten, diesen quirligen, scharfsinnigen französischen Elsässer kennengelernt zu haben, werden ermessen, was es bedeutet, mit ihm zusammenzuarbeiten: Man hat sich ihm vollständig zu unterwerfen. Aber dafür wird man mit einem Feuerwerk an Ideen und Unternehmungen ohne Gleichen belohnt. In Kontakt gekommen war ich mit ihm durch meinen Regensburger Lehrer Klaus Matzel, der ein untrügliches Gespür für Talente und Genies hatte. Und ein Genie war Zemb zweifellos, man muss nur in seine monumentale *Deutsch-Französische Grammatik* schauen, um das zu begreifen. Sein 1972 erschienenes Buch „Satz Wort Rede“ hatte Matzel und mich fasziniert, und wir veranstalteten gleich nach dem Erscheinen des Buches ein Seminar darüber. Zemb wurde eingeladen, und seit der Zeit waren wir ständig im Kontakt. Im Collège war ich zutiefst beeindruckt von den dort tätigen Gelehrten und der Vielzahl der Fachgebiete, die sie vertraten. Meine Vorträge hatte ich in meinem besten Schulfranzösisch vorbereitet. Zemb schaute sich das an und meinte: Das ist grammatisch in Ordnung, aber nicht Französisch und legte ein Netz von Metaphern und Parabeln darüber. Nachlesen kann man das in den *Études Germaniques*.¹⁹

Nach meiner Pensionierung ergriff ich gerne die Gelegenheit, mit dem Herder-Programm noch einmal für einige Zeit ins Ausland zu gehen. Zuerst unterrichtete ich ein Semester

¹⁸ Berlin/Boston 2014.

¹⁹ De l'érosion des connecteurs et de la précession des ligateurs. In: *Études Germaniques* 51 (1996), 329–378.

in Ungarn an der Universität Veszprém in der Zusammenarbeit mit Csaba Földes und danach an der Philosoph Konstantin-Universität Nitra in der Slowakei unter der Lehrstuhlleitung von Roman Trošok, später Viera Chebenová und Oľga Wrede. Dort wurde mir einige Jahre später die Ehrendoktorwürde verliehen. In Mannheim bekam ich im Jahre 2002 den Konrad-Duden-Preis, und freundliche Kollegen und Kolleginnen widmeten mir Festschriften zu meinen runden Geburtstagen.²⁰



Überreichung des Duden-Preises durch den Oberbürgermeister der Stadt Mannheim

In Ungarn unterrichtete ich dann noch an der Universität Szeged bei Péter Bassola und Ewa Drewnowska-Vargáné. Dies war zu der Zeit, als in ganz Europa die Studiengänge auf das Bologna-System umgestellt wurden. Später habe ich bei einer großen Zahl von Evaluierungen in Deutschland mitgewirkt und dabei gesehen, was diese Umstellung für das Lehrpersonal und vor allem für die Studenten und Studentinnen bedeutet. Vielfach ist darüber berichtet worden, dass es in Deutschland inzwischen über zehntausend unterschiedliche Bachelorstudiengänge gibt. Die Universitäten suchen nach „Alleinstellungsmerkmalen“, nach Diversifikation, das ist der eine Pol, wie akademische Ausbildung möglich ist. Der andere ist die Beschränkung auf wenige Kernbereiche, so habe ich es in meiner Studienzeit erfahren. Dabei droht aber die Erstarrung. Der beste Weg ist wohl der in der Mitte. Ich bin dankbar, dass ich die Wege unseres Faches während meiner aktiven Dienstzeit und auch danach habe verfolgen können.

²⁰ Karin Donhauser/Ludwig M. Eichinger (Hg.): *Deutsche Grammatik – Thema in Variationen: Festschrift für Hans-Werner Eroms zum 60. Geburtstag*. Heidelberg 1998. – Stefan Pongó/Viera Chebenová/Hana Borsuková (Hg.): *Das Wort in Satz und Text. Festschrift zum 65. Geburtstag von Hans-Werner Eroms am 23. Juli 2003*. Nitra 2003 – Thomas Fritz/Günter Koch/Igor Trost (Hg.): *Literaturstil – sprachwissenschaftlich. Festschrift für Hans-Werner Eroms zum 70. Geburtstag*. Heidelberg 2008.